

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 26. — Sonntag, den 24. Juni 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Aus alter Zeit in Hermannsdorf

Was die alten Taufregister erzählen.

Hermannsdorf und Dörfel waren früher fast immer mit Soldaten belegt. Vom Jahre 1719 an hat 12 Jahre lange in Dörfel Einquartierung gelegen. Die Kunde hiervon verdanken wir vor allem den Taufnachrichten. Wir finden von 1720 an öfters Soldaten, es sind Dragoner, als Väter im Taufbuch eingetragen. Der Führer der Dragonerkompagnie war ein Hauptmann von Obernitz, der im Dörfler Erbgericht im Quartier lag. Sein Kammerdiener Wolff heiratete 1719 Anna Dorothea Sonne-

wald, Kammermädchen bei der Frau Hauptmann. Als Paten werden bei dem Sohne Wolffs angeführt, unter anderen ein Wachtmeister Franke, ein Dragoner Göge. Obwohl eigentlich nur 3 Paten zugelassen waren, sind in diesem Falle gegen des Pfarrers Gebot 5 Paten eingetragen. Sie haben sich hinterher damit entschuldigt: das stehe ihnen als Soldaten frei. Dem Taufeintrag hat der damalige Pfarrer Seidler hinzugefügt: „Was ist mit Soldaten, so bald hier, bald da, zu machen?“ Diese Randbemerkung des Pfarrers beweist schon genügend, daß diese lange Einquartierung kein Segen für den Ort gewesen ist. Mehrere Dragoner, so ein Goltz, List, Stiesel, Fuchs erscheinen als Väter im Taufregister, einige davon zweimal, auch dreimal.

Einst ist sogar ein Hermannsdorfer unter die „langen Kerls“ des preußischen Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I., des Vaters Friedrich des Großen, geraten. Wie wohl die meisten aus der Schulgeschichte wissen, hatte dieser Soldaten-König besondere Vorliebe für große Soldaten. Überall schickte er seine Werber hin und keiner, der über eine besondere Körperlänge verfügte, war vor diesen Werbern sicher. Lockte ihn das Geld nicht in die Reihen des königlichen Leibregiments, so scheuten die Werber auch vor Gewalt nicht zurück. So ist es auch Gottlieb Einkel, einem Hermannsdorfer Kind, ergangen. Wo und wie er in die Hände der Werber gefallen ist, weiß niemand. Nur als ihm 1730 ein Sohn geboren ward, wird er, als Vater, bezeichnet als „Tagelöhner in Dörfel, jezo ein (durch Gewalt!) geworbener langer Kerl“.

Anlässlich des Todes eines der einquartierten Dragoner schildert Pfarrer Seidler im Sterberegister höchst anschaulich, wie es damals bei einem Soldatenbegräbnis zuging. Am 17. März 1730 wurde beerdigt Christoph Sonntag, Dragoner „unter dem Regiment des Herrn Obristen von der Catt, und von des Herrn Obrist-Leutnants von Gerßdorf Leibkompagnie, Michael Sonntags, Bauers zu Kirchberg nachgelassener Sohn, geboren den 21. September 1698. War seiner Profession nach ein Jäger; soll

aber, derselben überdrüssig, vor sechs Jahren den Soldatenstand freiwillig ergriffen haben“. Die Todesursache war ein heftiges Fieber. Nun folge die Beschreibung des Begräbnisses nach Pfarrer Seidlers Aufzeichnungen.

„Er wurde aus seinem Dörfler Quartier bis hierher in Ehrenfried Röhlers Hof auf einem Schlitten gefahren, lag in einem mit einem rothen Soldaten-Mandel und über selbigen mit 2 Stiefeln behengeten und Creutzweis gelegten Degen und Scheide bedeckten Sarge. Die 6 jüngsten Kameraden trugen ihn in ihren rothen und aufgeschlagenen Mäandeln auf den



Kindtaufe.

Aufnahme aus dem deutschböhmischem Erzgebirge um 1850.

Gottesacker. Weil der Schulmeister bey der Thüre sang, machte ein Corporal mit 14 Dragonern und ihrem Gewehr Parade. Der Leiche folgte der Corporal mit umgekehrten und an die Degengurt mit der Spitze gesetzten bloßen Degen; die andern folgten mit verkehrt bedeckt getragenen Hündin, und schloß einer auf die Art, wie der führende Corporal. Nach dem Liebe: Nun laßt uns den Leib begraben, wurde er in das Grab gesenkt, die Collecte und Segen gesprochen. Darauf sprach der Corporal: Laßt uns niederknien, ein Vaterunser beten, damit uns Gott auch einmal möge gnädig seyn! Als dieses kniend in der Stille mit abgenommenen Hüten vollbracht, gaben sie auf Befehl des Corporals 3 Salven ab, legten das Gewehr mit hinterlassenem 1 Mann zur Wache vor die Kirche, gingen auf die Emporkirche und hörten die allermeisten die Predigt sitzend, der Abdankung aber stehend sehr devot zu, und gingen nach solchem in guter Ordnung theils mit ihren rechtgeschuldeten Gewehren, theils in ihren Mäandeln, wieder zu Ehrenfried Röhler, allwo sie die von

der hinterbliebenen Mutter verehrte Tonne Bier austrunden". Wenn Pfarrer Zeidler von den Soldaten schrieb: was ist mit Soldaten, so bald hier, bald da zu machen, so hätte er wohl das gleiche von den Zigeunern schreiben können, die eine Zeitlang hier eine große Rolle spielten. Da läßt am 13. Juni 1735 Friedrich Lauenberger, ein Schneidergeselle, jezo unter den Zigeunern allhier wohnhaft, einen Sohn Johann Ludwig taufen. Die Kindesmutter ist Anna Regina, Christoph Vorche, „Zigeuners und Koharztes und Häufners allhier“ Tochter. Auffällig sind bei den Zigeunern die feinen Baten: ein „königl. polhnischer und Churfürstlich sächsischer Generalconsumptionsinspektor, eine Kaufmannschesfrau aus Annaberg und endlich „Johann Rudolph Haserl, von Wittweida, in die 20 Jahre wohl versuchter Soldat und Feldwebel unter königl. polhn. und kurfürstl. sächs. Truppen, jezo Pachter im Dörffler Erbgericht“. Dazu kommen noch 6 „Benggevattern“, die aber nicht mit an den Taufstein treten durften. Noch feiner ist es bei der Taufe eines andern Enkel des Zigeuners Vorche zugegangen. Sein Sohn, Erdmann Vorche, verheiratet mit Anna Dorethea, Johann Schäfer, eines gemeinen Soldaten hinterlassener Tochter, läßt am 26. Juni 1736 eine Tochter Hanna Charlotta taufen. Als Baten werden aufgeführt: „Titul. Herr Johann Gottlob Friedrich Rebentisch, tgl. polhn. u.

churf. sächs. Amtmann der Aemter Grünhain und Schlettau. Titul. Frau Charlotte Henriette, titul. Herrn R. von Bomhdorff, königl. polhn. u. churf. sächs. Oberhofmeisters in Schlettau Gemahl. Frau Dorothea Rosina, Herrn Aug. Friedr. Reudecks, Erbrichters in Bernsbach und Landrichters in Grünhain Ehelebste“. Dann folgt die Bemerkung: „Es sind wohl noch mehr Benggevattern gebeten worden, theils aber, den aufgebracht Namen Bettelgevattern scheuend, sind sie nicht erschienen.“ Die beiden Frauen haben sich vertreten lassen, weil, wie es heißt „beyden Frau Bathinnen die angethane Ehre nicht wohl angestanden haben soll.“ Das läßt sich vielleicht bei dem Ruf, in den Zigeuner standen, erklären. Unverständlich erscheint dagegen, wie die Zigeuner darauf kamen, gerade so vornehme Leute zu Gebatter zu bitten. Ueber die Herkunft der Zigeuner findet sich im Sterberegister eines Enkels des alten Vorche folgende Bemerkung: „Christoph Vorche ist und will sein eines gebohrnen Zigeuners u. Tuchmachers von Delitzsch Sohn, u. sein Weib eine gebohrne Zigeunerin aus Meseritz in Böhmen. Weil dieser dem König vor etlichen Jahren seine crepierenden Türkischen Pferde curiert, hat er mit seiner Familie einen Cammer-Paß erhalten und sich erstlich in Klein-Mildau, nach diesem aber hier häufig niedergelassen.“

ÜBER DIE GRENZE



Aus wahren Erlebnissen zusammengestellte Tatsachenberichte vom deutsch-holländischen Schmuggelwesen.
Von Peter Wilhelm Stoll.

Ort der Handlung: die deutsch-holländische Grenze. Zeit der Handlung: 1928 bis 1931.

In den ersten Tagen des Dezember 1931 wurde Folgendes bekanntgegeben:

„In der vergangenen Nacht gelang es der Zollbehörde, an der deutsch-holländischen Grenze eine langgesuchte Schmugglerbande unschädlich zu machen. Bei der Flucht wurde ein Schmuggler erschossen und zwei schwer verletzt.“

Dieser Bericht war der Grabesang der Kolonne A... einer der bestorganisierten Schmugglerbanden an der deutsch-holländischen Grenze.

Bier lange Jahre konnte sie, umlauert von der stetigen Gefahr des Aufgeriebenwerdens, bestehen, bis der Zollbehörde eines Tages, im Dezember 1931, der große Schlag gelang.

Nachkriegszeit.

Gebeugten Hauptes, mit hohlen, knochigen Gesichtern, mit unsichtbaren Fesseln, zieht einsam und verstoßen ein müdes Heer durch den Kreislauf der Weltgeschichte, — Deutschlands Nachkriegsjugend.

Ein Hilfeschrei gelst durch die deutschen Lande: „Gebt uns Arbeit und Brot!“ Im Schatten des Versailler Vertrages, geknechtet und zu Boden getreten, sterben die besten Säfte und Kräfte dahin. Mit Krieg und Wohlfahrtsamt geboren, ohne praktische Erziehung und Disziplin geht diese Jugend ihren freudlosen Weg dahin. Nichts tun und Langeweile zerlegen ihren Charakter, zerlegen die Kräfte, die eine Welt erschüttern könnten. Aber der Himmel über unseren heimatischen Gefilden ist grau und ohne Sonne.

Deutschlands Nachkriegsjugend liegt zu Tausenden und Millionen auf der Straße, auf der endlosen Straße der Arbeits-

losigkeit. Ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, bespitzelt und bespöttelt von waffenstarrten Nachbarstaaten, auf die Knie gezwungen durch Versailles und die Folgen eines verlorenen Krieges, unter dem Vorurteil einer älteren Generation leidend, geht sie still und gedrückt ihren Weg.

Auch ich selbst war einer in diesem Elendsheer, aber ich wollte nicht hoffnungslos auf der Gasse verkümmern, — im Gefühl meiner jugendlichen Willenskraft schwamm ich gegen den Strom.

Ich verlor und mußte die Konsequenzen ziehen. —

Der deutsche Handel lag brach. Die Wirtschaftskrise wuchs ins Riesengroße. Da schrie eines Tages die Presse in großen Lettern durch das Land: „Das neue Zollschutzgesetz.“ — Erhöhung der bisherigen Zölle um Vielfaches, insbesondere für Kaffee, Tee, Tabak und andere Lebensmittelprodukte.



Freides
allos besetzt

Da horchte das Volk der gesamten Westmark auf, — Holland, Belgien, Luxemburg, — hier führten die Wege zum Paradies. Das Signal zum Auftakt der größten Schmugglerperiode unseres Zeitalters war gegeben.

Als Sohn der niederrheinischen Tiefebene, nur wenige Kilometer diesseits der schwarz-weißen Grenzpfähle beheimatet, wurde ich Zeuge von blutigen und unblutigen, aber stets mit größter Erbitterung durchgeführten Kämpfen einer Armee auf Schleichwegen.

1928 wurde ich arbeitslos. Mein junges Leben, voller Ideale und Ziele war von der allgemeinen Krisenwalze elend zu Boden gestampft worden. Arbeitslos, — ein einziges Wort, in dem nichts und doch alles lag. Anfangs tröstete ich mich mit den Worten: „Kommst Zeit, kommt Rat“, aber die Zeit verging und ich blieb arbeitslos.



Tag um Tag ging ich auf Arbeitsjuche. Tag um Tag blieben meine Bemühungen erfolglos. Treppauf, treppab, von morgens bis abends. Und immer dasselbe Ergebnis. Ein mitleidiges Verstehen, einige heruntergeleierte Trostworte, vielleicht auch eine Empfehlung an den nächsten, — aber stets das gleiche, sich wiederholende Achselzucken: „Es tut uns leid, aber wir können Sie nicht einstellen“. Einige ganz Gewissenhafte boten mir hin und wieder ein paar Groschen an. Dann war mir das Blut in den Kopf gestiegen, und Tränen in die Augen. Nein, nein, ich war doch kein Bettler, ich wollte kein Almosen, schrie und tobte es in mir, ich wollte doch nur Arbeit, Arbeit, — arbeiten, zehn, zwölf Stunden täglich, aber keine Almosen. Mit blutendem Herzen war ich dann fortgegangen, aber ein unbestimmter Groll hatte mich jedesmal erfasst, der langsam aber stetig von meinem ganzen Sein Besitz ergriff. Das Leben hatte mir die ersten Wunden geschlagen.

Monatelang bäumte ich mich auf, um dann mit allen begraben Hoffnungen auf die Zukunft in grenzenlose Rutlosigkeit zu verfallen. Arbeits- und Wohlfahrtsamt nahmen mir mit ihrer mächtigen Wirklichkeit den letzten Glauben an die Zukunft. Berdrossen, lieb- und freudlos lungerte ich von einem Tag in den anderen. Aller Politik stand ich interesselos gegenüber. Wo sollte ich mich auch hinwenden? — Versprechungen und Phrasen, weiter nichts.

Im Kriege groß geworden, während des Inflationsstaumels die ersten Schritte ins selbständige Leben getan, sah ich mich furchtbar enttäuscht und entfernt von allen Hoffnungen, die ich mir als Lebensziele gesteckt hatte. In wenigen Monaten meines untätigen Daseins alt geworden. Und dann kam ein Tag, an dem mein ödes Dasein eine schnelle Wendung erfahren sollte, in dessen Folgezeit sich das Sprichwort bewahrheitete: „Vom Recht zum Unrecht ist es nur ein Schritt.“

Es war in den ersten Tagen des November 1928. Grau und unfreundlich wie die Zeit, war dieser Tag. Seit einer Stunde sah ich in einer Wirtschaft eines größeren Ortes, unweit der holländischen Grenze. Von meiner Krisenunterstützung, die ich einige Stunden zuvor empfangen hatte, wollte ich doch wieder mal ein Glas Bier trinken, vielleicht auch eine Partie Billard spielen. Schon seit längerem gährte es in mir, und irgendwie mußte ich diesem Groll, für den ich keinen Ausweg suchte, Luft schaffen; mir all die Last der Sorgen vom Herzen losprechen. Hatte ich gehofft, Bekannte oder Freunde hier anzutreffen, so sah ich mich getäuscht. Außer mir war nur eine Gesellschaft von sechs oder sieben Männern anwesend, die in einer Ecke zusammen saßen und lebhaft diskutierten. Der Wirt war hinter dem Schanktisch eingeschlafen. Niemand schien von meinem Eintreten Notiz genommen zu haben. Schon wollte ich das

Lokal wieder verlassen, als einer von der Gesellschaft auf mich zukam und mich lebhaft begrüßte. Ich erkannte ihn wieder, ein ehemaliger Schulkollege von mir. Auf seine Frage, wie es mir gehe, erzählte ich ihm in kurzen Umrissen, wie niedergeschlagen ich schon seit langer Zeit wäre, — kein Geld, keine Arbeit — und gar keine Aussichten.

„Komm“, setz dich zu uns, alter Kopfhänger und sei kein Baschweib“, meinte er, mir dabei auf die Schulter klopfend. „Bist dich doch nicht klein kriegen lassen! Ein Ausweg aus dieser Misere wird sich schon finden, man muß nur den nötigen Rumm dazu haben. Oder möchtest du am Wege verrecken? Wie? — Trink mal einen ordentlichen Schnaps mit uns, es wird schon wieder besser gehen. Das ganze Leben ist ein Irrenhaus“, hier hielt er einen Moment in seinem Redeschwall inne und zwinkerte mich listig an, „nur muß man sorgen, daß man Wärter wird“.

Die kommenden Stunden sollten dann mein Leben in völlig neue Bahnen werfen. Nach monatelangem stumpfen Dahinbrüten und erfolglosem Kampf gegen die Rot der Zeit wurde ich so in die Kategorie der Schmuggler geworfen. Aber ich will nicht darüber nachdenken, wie alles gekommen wäre, hätte ich nicht die Begegnung mit diesen Leuten gehabt. Es ist ein wahrheitsgetreuer Bericht, den ich hier niedergeschrieben habe, jedoch mußte ich einige Namen ändern, um den noch Lebenden nicht zu nahe zu treten, desgleichen Zeit und Verhältnisse durcheinander werfen, um an meinen Gefährten, mit denen ich jahrelang Freud und Leid teilte, nicht zum Verräter zu werden. Ich bin



Mensch, trink' erst mal einen

ein Mensch, den das Leben mürbe gemacht hat. Und doch hat es mich wieder versöhnt, indem es mir eine einzige Mutterliebe schenkte. Wenn meine seelische und körperliche Not schier nicht mehr zu ertragen war, wenn ich am Leben verzweifeln wollte, dann stand sie mir groß und stark zur Seite, und alles wurde gut. Durch manche trostlose Stunde ging ich, aber mit ihrem Bilde im Herzen wurde es immer wieder licht.

Der erste Schritt.

Als langjähriger Einwohner des westlichen Grenzlandes, mit allen Verhältnissen des eigentlichen Grenzdistriktes und seiner Sicherheit vertraut, begann ich meine illegale Laufbahn.

An einem frühen Winterabend des Jahres 1928 trat ich die erste Schmugglerfahrt an. Tagelang hatte mich der Gedanke an die mir bevorstehenden Gefahren nicht losgelassen; tagelang hatte ich mein Gewissen, das mir von meinem Vorhaben abriet, immer wieder zu überbieten versucht, bis ich mich durchgerungen hatte. Es gab keinen Ausweg aus dem Labyrinth der Not. Alle Ermahnungen meiner guten, sich um mich sorgenden Mutter warf ich mit jugendlichem Unverständnis über Bord. Mit zusammengebißenen Zähnen, den Kopf in den Nacken geworfen, schüttelte ich all das Gute und Schöne, das mir aus meiner frühesten Jugend geblieben war, ab wie der Hund den Regen. Ich wollte allein meinen Weg gehen, um meine gesteckten Ziele zu erreichen, der Welt zeigen, daß ich nicht gewillt war, in der Blüte meines Lebens als Arbeitsloser, ohne Hoffnung auf eine Zukunft dahinzusiechen.

(Fortsetzung siehe Seite 6.)

Wildschützen- und Räuber-Romantik in unseren erzgebirgischen Wäldern

Die Nähe der Grenze und unsere dichtbewaldeten Berge mit ihren zahlreichen Höhlen und Verstecken sind von jeher Schauplatz räuberischer Umtriebe und des wilden Lebens freier Jagdschützen gewesen.

Doch müssen wir bei der Betrachtung dieser beiden Gruppen, die wohl durch den Zauber romantischer Verborgenheit äußerlich etwas gemeinsam haben, sehr wohl von vornherein scharfe Unterschiede machen. Karl Stülpner, den wir hier auf unserem Bilde beim Ausweiden eines Kapitalhirsches vom Förster überrascht sehen, lernen wir sofort als einen mutigen und bedachten Charakter in seiner Handlungsweise kennen. Nie tat er etwas unbe-

Was Schöneres konnte es wohl auch geben, denn als freier Schütze in unseren unendlich weiten Wäldern, als frei zu leben unter dem grünen Waldesdom und doch darf dieses freie Leben nicht auf die

Bahn des Verbrechens führen, wie wir das leider aus Ereignissen, die sich in unseren Heimatwäldern abspielen, so oft erkennen müssen. Die Nähe der Grenze ist wohl zu verlockend, den dunklen Wald auf Schleichpfaden zu begehen, Waren zu pasken oder gar ganze Lager von Diebesgut anzulegen, wie wir das auf unserem Bilde unten erkennen können. Wir bringen da eine Abbildung der im Buchholzer Stadtwald am 4. Februar 1926 anscheinend mit großer Mühe und viel Sorgfalt hergestellten Diebeshöhle, die kunstgerecht einem Unterstand glich, wie wir sie im Felde bauen lernten. In dieser Höhle fand seinerzeit, wie unser Bild unten das er-



Hubert Hippmann — Waldschreck am Fichtelberg.

Karl Stülpner der Raubschütz des Erzgebirges

achtet, nie ließ er sich überraschen. Wir sehen auf dem Bilde, wie dem überraschten Förster drei Flintenläufe der Stülpnerschen Jagdgefellen aus dem Dickicht entgegen blinken, sodaß der Förster wohl oder übel gezwungen ward, dem Stülpner-Karl die Büchse zurückzugeben, die so sorglos am Baumstamm gelehnt, sodaß der Förster den gefährdeten Raubschützen vollkommen entwaffnet glaubte. Stülpner war gleichermaßen aber auch bedacht in anderer Beziehung. Wohl war er freier Schütze mit Leib und Seele, aber in dem rauhen Gefellen schlug doch ein freundliches Herz. Wie oft hat er armen Holzsammelern aus der Bedrängnis geholfen, wie oft andern das Leben gerettet, wie liebte er seine Mutter, der er aus der Verbannung manch heimlichen Besuch abstattete. Das alles sind Charakterzüge, die den scharfen Kontrast zwischen dem Wildschützen und dem Räuber herausstellen.



Diebeshöhle aus dem Jahre 1926 im Buchholzer Stadtwald.

kennen läßt, eine große Anzahl von Anzügen u. Stoffen, eine Schreibmaschine, Treibriemen, Kirchengeräten und Altarkerzen, sowie eine Menge Hausaltungsgegenstände u. Nahrungsmittel gefunden worden. Die Sachen stammten aus Einbrüchen in Buchholz, Jöhstadt, Sehma, Hermannsdorf, Thum, Gelenau, Burkhartsdorf, Jahnisdorf und Niederzönitz. Die vorgefundenen Kirchengeräte waren aus der Kirche in Niederzönitz gestohlen. Der Unter-

stand wurde von der Forstbehörde wieder zugeschüttet. Der Schrecken, der unserer Bürgererschaft durch eine so unliebsame Entdeckung bereitet war, blieb allerdings noch lange Zeit in der Bevölkerung lebendig. Ganz ähnlich angelegte Höhlen sollten

neuerdings wieder in den Wäldungen bei Scheibenberg gefunden worden sein. Pilzfischer haben diese Höhlen meistens aufgefunden, die gegen jede Sicht fein mit Erde, Reifig und Moos bedeckt wurden und nur durch Zufall zu finden sind. Ferner waren diese Schlupfwinkel fein säuberlich ausgebaut, sogar Regale zum Aufstapeln des Diebesgutes waren unter der Erde angelegt, auf einem Tisch stand die Schreibmaschine. Die Höhle war für Großbetrieb eingerichtet und die nahe Grenze mag wohl immer ein gutes Absatzgebiet für gestohlene Waren sein, sodaß die Grenzbehörden hüben wie drüben scharf auf dem Posten sein müssen, um den Spuren der Räuber und Diebe nachzugehen. In aller Erinnerung ist auch die Wilderergeschichte, die sich Jahre lang in den Wäldern am Fichtelberg abgespielt hat und die mit der tragischen Erschießung Hubert Hippmanns, den man den „Waldschreck“ nannte, geendet hat. Erst einem erfahrenen Beamten, dem Berliner Kommissar Häußler aus Berlin, gelang es, diesen Umtrieben in den Heimatwäldungen ein Ende zu machen. Die Wilder die kamen aus Weipert, Neugeschrei und Schmiedeberg, schossen in den sächsischen Forsten das Wild ab und schafften es über die Grenze. Unser Bild auf der vorhergehenden Seite zeigt den unerschrockenen Wildschützen Hippmann, der — obwohl einarmig — sein zerlegbares Gewehr so geschickt zu handhaben verstand. Die Wildschützen- und Räuberromantik aber hat ihre Gefahren und wir sehen es am Ausgang all dieser Schicksale vom Menschenleben, die in den erzgebirgischen Wäldern früher oder später oft ein recht tragisches Ende finden. Laßt uns unsere schönen Bergwälder nicht entweihen durch solches Treiben und helfe jeder mit, den Heimatwald frei zu machen von allem, was das Licht des Tages scheut und frohe Wanderlust in Gottes schöner Natur zu trüben vermag. Wir wissen, daß es zu diesem Kapitel noch manches zu berichten gäbe. Wildschützen- und Räuberromantik haben leider auch all zu oft auf die Bahn des Verbrechens geführt, die unsere herrlichen Bergwälder entweicht und unser Erzgebirge in Verruf gebracht haben. Deshalb wolle uns Gott behüten vor solchem Tun und Treiben lichtscheuer Elemente, damit uns der Wald erhalten bleibt als der grüne Dom, unter dem wir Andacht halten und Zwiesprache mit dem, der ihn erschaffen hat, uns Menschen zur Freude und nicht zum Leid.

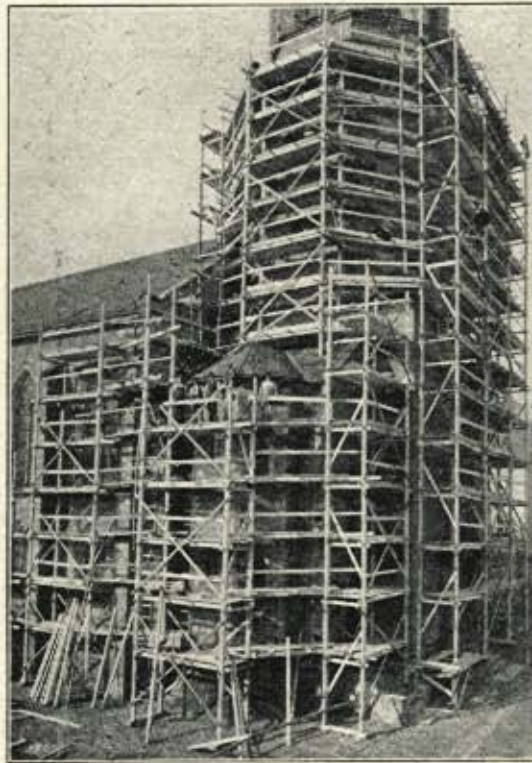
Von der Exulantenfiedlung Johannegeorgenstadt Zu unserem Bilde von der Erneuerung der Exulantenkirche

Bei der Betrachtung unseres nebenstehenden oberen Bildes wird es uns interessieren, wie die Kirche zu ihrem Namen kam und wie überhaupt die Exulantenfiedlung Johannegeorgenstadt entstand. Dir. Jahn-Johannegeorgenstadt schreibt in einer diesbezüglichen Quellenstudie darüber u. a. folgendes:

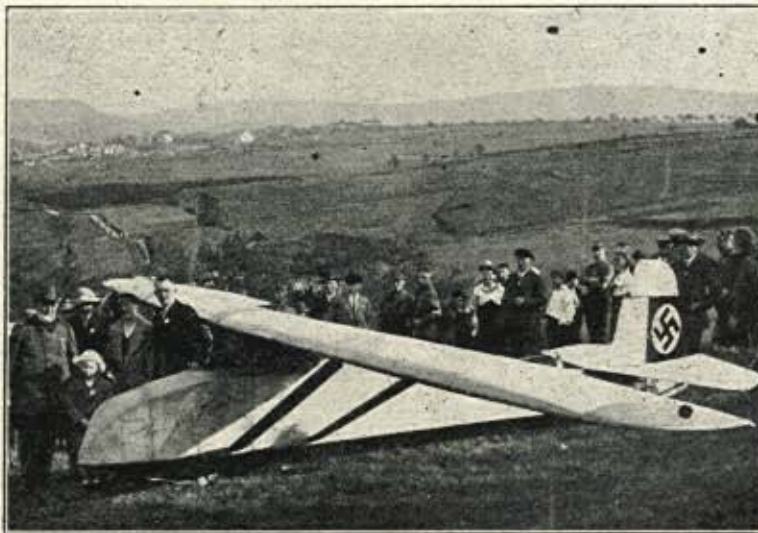
Ein starker Zustrom von Exulanten nach Johannegeorgenstadt erfolgte wegen der einsetzenden Gegenreformation an den Grenzen des Amtes Schwarzenberg im Jahre 1676. Die noch Unkatholischen zu Abertsham, Gottesgab, in den Wäldern um Seifen, in Platten, Jungen- und Altenhengst, Seifen, Breitenbach, Irrgang und Ziegenbach mußten entweder in 6 Wochen röm.-kath. werden oder auswandern, nachdem die Gefälle, rückständige Gemeinde- und Privatschulden ex integro entrichtet waren. Ein Bericht des Rates von Johannegeorgenstadt an den Kurfürsten vom 17. Sept. 1676 nennt folgende Einwanderungszahlen: Für das 1. Stadtviertel 62, im 2. Viertel 88, im 3. Viertel 51 und im 4. Viertel 76 Personen, im ganzen 277 Seelen. Der Druck der Katholischen gegen die Protestanten ist im Grenzgebiete bis 1762 zu spüren gewesen, obwohl gegen die Einmischung der

jesuitischen Befehlsmissionare, die schon über 2000 Gulden gekostet hatten, vom Oberamtsverwalter in Joachimsthal Beschwerde geführt wurde. Aus Joachimsthal passierten über 200 Schlitten mit Mobilien; das Fliehen hielt Tag und Nacht an. 1651 und 52 erfolgten mehrfach gegen die Geflüchteten Zitationen durch Schönfeld. Die Exulanten, die durch erste Patente zurückgefordert wurden, waren über die Maßnahmen hoch bestürzt, daß sie außer ihrer Habe auch noch Leib und Leben verlieren sollten. Die Exulanten wollten nicht die röm.-kath. Religion annehmen. Es ist also charakteristisch für unsere Stadtgründer, daß sie aus religiösen Beweggründen ausgewiesen oder ausgewandert sind. Lediglich wegen ihrer

Treue zum Lutherglauben nahm sich der Kurfürst als Schutzmacht ihrer an und genehmigte die Gründung der neuen Stadt, der er seinen Namen schenkte. Mögen anderwärts und besonders bei späteren Exulantenbewegungen allerhand Nebentöne mitschlingen: der Grundakkord in der Seelenstimmung unserer Johannegeorgenstädter Exulanten aus Platten und Graßlitz ist religiös.



Arbeitsbeschaffung in Johannegeorgenstadt.
Erneuerung der Exulantenkirche / Das große Arbeitsgerüst.
(Photo: W. Görg.)



Lebhafter Segelflugbetrieb in Johannegeorgenstadt.

Die Taufe zweier selbsterbauter Segelflugzeuge am 6. Mai 1934. Unser Bild zeigt das Flugzeug „Hans Appelt“; das andere wurde „Grenzland“ getauft. Links vorn am Flugzeug die Angehörigen des im Weltkriege unbefiegt gefallenen heimischen Kampffliegers Appelt.

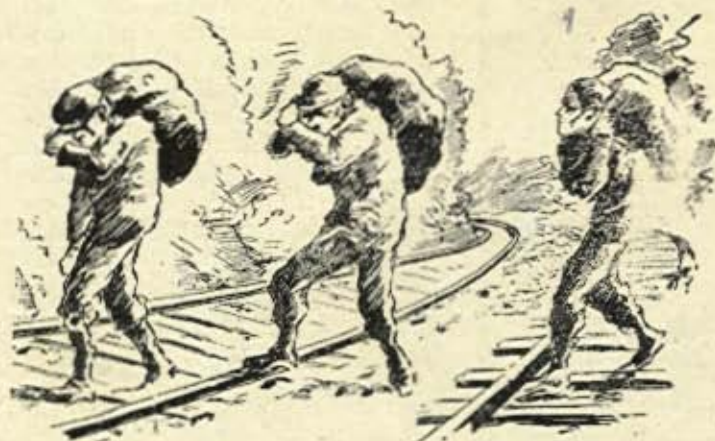
(Fortsetzung von Seite 3.)

Es mochte gegen sechs Uhr abends sein, als ich auf Teile der Kolonne A stieß, die mich in der Nähe des Dertchens B... etwa zwei Stunden von der Grenze entfernt, erwarteten. Etwas näher besehen, waren diese Leute eine vortrefflich organisierte Schmugglerbande, deren einzelne charakteristische Gestalten ich später noch erörtern werde. Sofort hob ein großes Gelächter an, als ich mit Schnürstiefeln und Gamaschen, die die letzten Spuren vergangener Eleganz aus besseren Zeiten an sich trugen, mit Lederhose und weißem Kragen auf der Bildfläche erschien. Ein großer vierschrötiger Kerl trat auf mich zu, klopfte mir auf die Schultern und lachte dabei aus vollem Halbe:

„Ja, lieber Kumpel, diese Jagereien hören nun auf. Wenn du das nächste Mal hier zum Appell kommst und hast keine Hose an, die weniger als zwanzig Löcher aufweist, dann bekommst du von uns eine. In unserm Magazin haben wir noch ein paar zur Verfügung, die stehen und laufen alleine.“

Abermals brach alles in schallendes Gelächter aus. Dann meinte der Sprecher, sie nannten ihn Willem: „Aber fühl dich man nicht auf'n Schlips getreten, bei uns herrscht ein rauher, aber herzlicher Ton, wirst dich schon noch dran gewöhnen. Bei uns heißt es aber auch: einer für alle und alle für einen. Und wenn du eine Holztafel siehst mit der Aufschrift: „Achtung! Grenzgebiet!“, so denke nur immer an meine Worte: Achtung! Augen auf! Vogel friß oder stirb!“

Dann gab Willem, der allem Anschein nach hier das Kommando führte, den Befehl zum Ausbruch. In Gruppen von zwei bis drei Mann ging es nun getrennt auf wenig bekannten Pfaden, der Grenze zu. Einen derartigen „Padd“, wie er im Schmugglerdialekt genannt wird, bei tieffster Dunkelheit durch Wald, Sumpf und Dickicht zu begehen, erfordert schon allein



Der erste Gang

einen geradezu tierähnlichen Spürsinn. Vorerst hielt ich mich am Mantel meines neuen Gefährten fest, um ihn nicht zu verlieren. Er wurde „Stief“ genannt und trug seinen Namen wohl nicht zu Unrecht. Er hatte etwas Vintisches, Bäuerisches an sich, ein typischer Sohn der niederrheinischen Tiefebene, aber der Schalk bligte ihm bei jeder Gelegenheit aus den Augen.

Um uns war es schnell stockfinster geworden. Fußhohes Laub dämpfte unsere Schritte. In schnellem Tempo strebten wir der Grenze zu. Plötzlich lag mein Vordermann lang ausgestreckt am Boden und ehe ich mich versah, hatte er mich ebenfalls zu Boden gezerrt. Kaum zwanzig Meter vor uns brach sich ein Zollbeamter, ein „Grüner“ oder „Schnüffler“ genannt, in Begleitung seines Hundes einen Weg durch das Gestrüpp. Seine schweren Schritte ließen das dürre Reisig unter seinen Füßen krachen und splintern. Steif und regungslos lagen wir am Boden, das Gesicht hinter den verschränkten Armen verborgen.

Der „Grüne“ durfte uns um keinen Preis aufstöbern, denn dann wäre es mit der Herrlichkeit in dieser Nacht zu Ende, mußten wir doch in wenigen Stunden ungefähr in derselben Rich-

tung schwer bepackt den Rückweg antreten. Ich wagte kaum zu atmen. Wenn der Hund die Bitterung aufnahm, waren wir reif.

Wir atmeten erleichtert auf, als der Zollbeamte knapp vor uns eine Wendung nach rechts machte und einige Minuten später in der Nacht verschwand. Während ich noch angestrengt auf das sich verlierende Geräusch hinhörte, ließ mich ein neues Krachen und Schleichen auffahren. Doch war es nur eine andere Gruppe der Kolonne, die sich parallel zu unserer Richtung wieder in Marsch gesetzt hatte. Mein Begleiter stand grinsend vor mir.

„Böggels Fuß“, sagte er, anscheinend ein alter Bekannter von seinen Streifzügen. Zum Fragen war jedoch keine Zeit. Schon ging es weiter. Nach einer Stunde war der Wald zu Ende. Vor uns erstreckte sich die Heide. Wir waren bereits auf holländischem Gebiet angekommen. Trotz meiner Ortskenntnisse hatte ich nicht bemerkt, daß wir die Grenze passiert hatten. Schon nach kurzer Zeit tauchten die schemenhaften Umrisse eines Bauerngehöftes auf, das Ziel unserer Wanderung. Kein Laut, nicht ein einziger Lichtstrahl verriet die Bedeutung dieses Hauses. Und doch war es voller Leben. Wie manches Mal sollte ich diesen Weg in Freud und Leid gehen. Und dieses einsame Bauernhaus in der holländischen Heide ist mir zu einer zweiten Heimat geworden.

Der „Stief“ schlich vorsichtig um das Haus und klopfte dann leise viermal auf ein kleines Stallsfensterchen. Wie mit Geisterhänden öffnete sich sofort geräuschlos eine Tür, die ich bis dahin nicht bemerkt hatte.

Schnell faßte ich meinen Vordermann beim Rockschöß und stampfte vorsichtig, mit eingezogenem Kopf hinter ihm drein. Man sah keine Hand vor den Augen. Dann waren wir auch schon im Hause. Eine alte Burg konnte nicht mit mehr winkligen Gängen, Gewölben und Türen versehen sein. Unversehens öffnete sich wiederum eine Tür. Wir betraten ein Zimmer, wie ich es mir selbst in der kühnsten Phantasie nicht ausgedacht hatte. Die verrufenste und dumpfste Kellertreppe einer Großstadt mag eine herrschaftliche Wohnung im Vergleich zu dieser Behausung gewesen sein. Meine Augen mußten sich eine ganze Zeit an den Tabakqualm und an die stinkige, erdrückende Luft gewöhnen, bevor es mir möglich war, einzelne Umrisse zu unterscheiden. Wie benommen stand ich in dieser mir neuen Umgebung und versuchte den Atem zurückzuhalten. An Einrichtungsgegenständen war außer einem alten Tisch und ein paar wackligen Stühlen nichts vorhanden. Im Lichte einer trüben Petroleumlampe bemerkte ich, daß Kolonne A... der ich nunmehr als aktives Mitglied angehörte, schon vollzählig beisammen war.

Zweiundzwanzig Mann ohne den Führer. —

Es war eine ziemlich bunt durcheinander gewürfelte Gesellschaft, aus den verschiedensten Berufen hervorgegangen. Menschen, denen das Leben nur die Schattenseiten gegönnt hatte. Der Älteste mochte etwa sechzig Jahre alt sein. Er und noch einige andere dieser Leute hatten wohl einmal bessere Tage gesehen, bevor sie die Not zu Schmugglern gemacht hatte. Alle übrigen waren bedeutend jünger. Als Neuling mußten sie mir wahrscheinlich in allen entscheidenden Dingen überlegen sein, aber ich gehörte zu ihnen. Dieser Gedanke, den ich mir immer wieder einprägte, beruhigte mich. Tapfer kämpfte ich meine innere Erregung nieder: ach was, zu Vorwürfen oder zur Umkehr war es ja doch zu spät. Es mußte alles so kommen, wie es das Schicksal vorschrieb. Die Verhältnisse waren eben stärker als ich. Jetzt mußte ich zeigen, daß ich auch in dieser Sphäre meinen Mann stellen konnte.

Der Führer der Bande, der „lange Peter“ genannt, machte auf mich den Eindruck eines Räuberhauptmanns, treffend ähnlich wie ich mir einen solchen in meiner Kinderzeit vorgestellt hatte, ein richtiger Hüne mit scharfem, verwittertem Gesicht und ausgesprochenem Adlersblick, der, wie ich später erlebte, selbst in den schwierigsten Situationen nie den Kopf und nie den Humor verlor. Doch bei aller Verschlagenheit und Kühnheit besaß er das Herz und Gemüt eines Kindes.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feterohmd



De Entlodung

(Nachdruck verboten.)

A Schuster führt als Handwerker eilt a bißl a abgehängts Laam. Dos läßt sich gar net verlaageln (verleugnen). Sei bißl Auslaaf dos bleibbt'n bluß an Ohmd. 'r gieht do off'r Stund'r zwaa in dr Nachbarschaft huzn, höchstens — wenn dortn epper zufällig a Kneipl stieht — ah emol nei an Viertelsch. 's is bluß, doß ar waf, war drinne figt. 's Klaambleibn dos kimmt nochert ganz vun salberficht.

Gerod esu war dos Ding ah bei ne Seidlob-Schuster, nār mit dan Unnerschied, doß dar ne annern Tog allemol sei Fett d'rviir frieget. Bei seiner Fraa — Karlne hieß die — do war namlich regelmāsig ne annern Morgn dicke Luft. Net epper, doß ihr Maa geflossen hätt! Beileibe net. Bluß, de Karlne kunnt dos Draußen-Ringefiel net leidn, un off die Art un Wei' entlud sich aam früh 's Dunnerwatter in dar Schusterbud' — odr nu hast wie!

Inuja, dos wār alles noch net ne schlachsten Wag gange, wenn net a Uhschuldiger miet in dan ganzn Pflasterkastn neikumme wār. Un dar Uhgeldsvugl, dos war dr Lārgung (Lehrjunge).

Wos dr Seidlob-Schuster an 'en sittn Gewitter-Tog an Gist un Arger nei'gefrassen hatt, dos lieh'r drnochert an Lārboss' wieder aus. Kaa Bunner, wenn dar Gung net lauter Vaterunser für sen'n Master baten tot. In dr Huj do fuhr dan ah emol a gepfaffterter Brodn ausn Maul — un dr Mastern ihr Ringewatter ah noch miet d'zu: Nu hatt haltig mei Seidlob-Schuster an 'en sittn Gesechtstog ene schwere Positiu.

Heit, an Montig, war dr Teissl ah wieder emol lus. Mei Seidlob-Halm war e bißl schbeet aus de Fadern gekrochn, weil'r in dr Kaller-Schänk erscht früh im dreie „Gute Nacht“ gesaacht hatt. De Mastern hot'n zun Empfang aus en'n Schänklaafer in ne annern gestekt; un dos ganze zerrissene Geschieh (Schuhwerk), wos noch net fartig war un do rimstand, dos schub de

Karlne off seine nischtnugete Faulst (Faulheit). Durch 'ne fitte Runnerseging is natierlich mei Seidlob-Schuster ah in Brand gerotn. 'r knallet mit dan Hammer auf, als wollt'r Lei'öl raus-schloong aus de Stiefelsuhl. Dr Lārgung vorn an sen'n Bankl strich sich ahmol über'sch annere de Backn un seiget vergniegt in sich nei. 'r war gespannt, wu de Entlodung heit naus-fahrn wür. Dr Maaster war'n net de saligstn Bliß zu.

„Biste dā nu bal fartig mit dan bißl Fliderei?“ nahm'ern endlich basig ah. „Ich war' dr halfn, feedr machen!“

Doch dar Boss' drehetn verachtlich ne Budel zu.

„Ich laa net hagen!“ brummet. „Dos könne bluß die aus dr Kaller-Schänk!“

Ei dunnerhinten! Mit dan Brinzl, do hatt nu obr bei sen'n Master esu richtig nei ins Zündloch getroffen. Wie vu 'en biesn Geist besaß'n, schmeißt dar sen'n Hammer hie, greift nooch ne Rastler-Bauer sen'n zerrissene Stiefel — 's Aushuln un 's Avür-pfaffern, dos war aans.

Mei Lārgung hatt odr ah schu Lunte gerochn. Fig, wie dr Wind zug ar ne Budel ei, un dr Stiefel fauset wie ene Granat' über ne wag — hie zer Stubn-Tür. Die Tür off ahmol aufgiehe, de Mastern rei'tratn un dan Stiefel ah gleich esu richtig nah an Rischl kriegn, dos war alles aans. Ja, waar laa wissen, wos esu a Stiefel wār ene Gewalt hot! Mei Seidlob-Schuster — nisch't versah'e — fährt mit sen'n Kup sig nooch ne Fenster nim.

„Pfatsch! hot die ne an Rischl!“ saacht'r sachte nei in Bart.

„Ra, esu is mersch ah racht!“

De Karlne stand do wie a Rastel. Se fuhr sich mit dr Schärz argerlich in de Käng rim.

„Inu, do möcht mer odr doch gleich aus dr Haut fahrn!“ schrier se. „De sist wuhl gar nimmer, wann de vür dr hast, alter Schänklaafer?“

Doch dar war schu wieder bei seiner Arbet.

„Un wenn de zahmol zer Tür rei'kimmst!“ saacht'r. „Waar laa drviir, doß dr Lārgung esu klaa is! — Gung!“ saacht'r ihe zu dan un hub ne Hammer, „'s annere Mol do figt de gerod, wenn ich dr awos ze soong hob!“

Mei Lārgung obr fuhr sieh'r Schrad mit dr Hand immer noch emol nauf hinner de Ohrn. 'r guket ganz ängstlich hie off dan Haufen alte Stiefeln, die sei Master noch zer Hand dortstiehe hatt. Un do dacht'r net andersch, als die könn't'n amende ah noch geflugs komme.

„Kaa, naa!“ fingr ah. „Master, wenn's bliht, do soll mer sich lieber niederlegn off dr Ard. — Un wissen Se noch wos? 's Gewitter bleibbt Gewitter — ah wenn sich's gedreht hot!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

Weitere Ecke



Dumme Frage.

„Ach, reizend ist ja Ihr Kleiner, ein entzückendes Kind, Herr Krause. Wie heißt er denn?“
„Krause natürlich!“



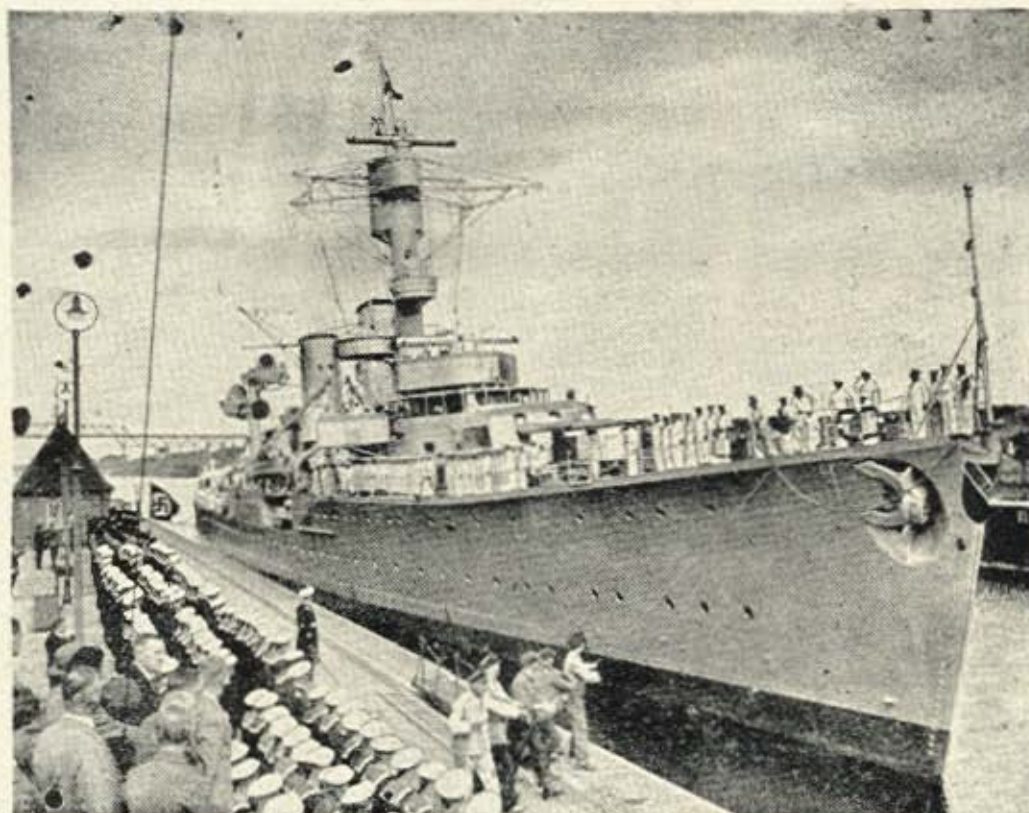
Die günstige Gelegenheit.

„Mensch, ich denke, der Arzt hat dir das Rauchen verboten?“
„Das schon, aber wir sind augenblicklich böse!“



„Ra, wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Sekretärin zufrieden?“
„Sie ist mir direkt unentbehrlich geworden! Sie hat nämlich alles so durcheinander gebracht, daß ich ohne sie nichts mehr finde!“

Bilder aus aller Welt



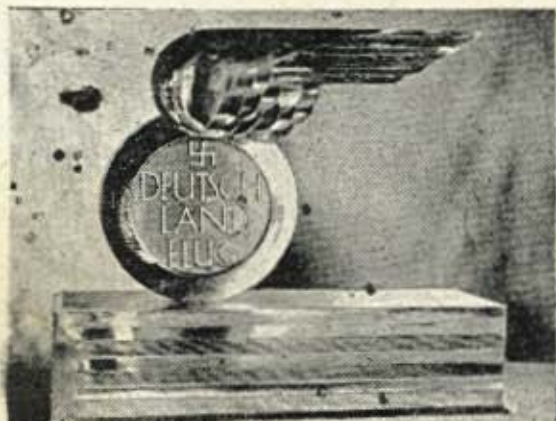
Die „Karlsruhe“ wieder in der Heimat

Der Kreuzer „Karlsruhe“ (nebenstehendes Bild) ist von seiner großen Auslandsreise nach Kiel zurückgelehrt. Der Besatzung des Kreuzers wurde ein herzlicher Empfang bereitet.



Eine Siedlung wird ausgestellt

Die deutsche Siedlungsausstellung München 1934 wird demnächst ihre Pforten öffnen. Im Rahmen der Ausstellung ist in Ramersdorf eine Siedlung von 196 Häusern erbaut worden. Die Siedlung wird nach Schluß der Ausstellung von ihren zukünftigen Bewohnern bezogen werden. Auf unserem Bilde in der Mitte rechts sieht man einen Straßenzug der Ramersdorfer Musteriedlung, im Hintergrunde die dazugehörige Kirche.



Der Wanderpreis für den Deutschlandflug

Für den Deutschlandflug 1934 stiftete Ministerpräsident Goering den hier abgebildeten Mannschaftswanderpreis, der von Prof. Lettré entworfen ist.



Vor dem Deutschlandflug

Nebenstehendes Bild zeigt ein Geschwader von Focke-Wulf Flugzeugen, das am Deutschlandflug, der zum ersten Male als Mannschaftsflug durchgeführt werden wird, teilnimmt. Das Geschwader wird von dem berühmten Kommandanten des Do. X, Christiansen (links oben), angeführt werden.

